

## **In den Westen gehen**

Heute habe ich Thomas gesehen. Ich habe Thomas siebzehn Jahre nicht gesehen und er hat mir nicht gefehlt. Woher denn auch, ich habe ja Thomas kaum gekannt.

Das letzte Mal habe ich Thomas bei einer Party in Ostberlin gesehen, doch nein, das stimmt nicht ganz. Jetzt, während ich darüber nachdenke, fällt mir ein, dass ich ihn damals zum ersten Mal traf. Es war bei einem Fasching in der Ostberliner Kunsthochschule, und es war ein wildes Fest. Ich kannte die Kunsthochschule kaum, ich hatte gerade mein Abitur gemacht, ich wusste noch nicht einmal, wo sie sich befand, und alleine hätte ich mich nie hingetraut, hätte eine Freundin mich nicht mitgeschleppt. Am Anfang war ich furchtbar aufgeregt. Unsicher stand ich in der Eingangshalle und betrachtete die Kunststudenten in ihren verrückten Verkleidungen, wie sie ihre Späße machten, ich überlegte, wie ich mich benehmen müsste, um nicht aufzufallen, aber später steckte mich ihre gute Laune an. Ich habe einfach beobachtet, was die anderen taten und begriffen, dass man nur so tun müsse, als ob man jeden kennt, und es hat funktioniert. Ich habe mich unterhalten, bin durch die Räume geschlendert, genau wie die anderen, habe Cola-Wodka getrunken, getanzt und gelacht, und es wurde eine lange Nacht. Ich weiß nicht, wie viele Leute ich in jener Nacht kennengelernt habe, viele jedenfalls, und auch mit Thomas habe ich einmal getanzt. Meine Freundin kannte Thomas irgendwoher, und wir kamen kurz ins Gespräch, obwohl er mir schon damals unheimlich war. Thomas war als Waldschrat verkleidet, oder irgendetwas in der Art, und mit seinen dunklen Klamotten, seiner schwarzen wilden Mähne und seinem irren La-

chen wirkte er sehr düster auf mich. Ich habe mich nach dem Tanz schnell verabschiedet, aber wir liefen uns immer wieder über den Weg. Einmal kam er in einem der Gänge auf mich zugestürmt, überschüttete mich unverhofft mit einer Handvoll Maiskörner und rief mir zu, was wie eine Beschwörung klang: „Wir werden uns nie wieder verlieren!“, und mir fröstelte, als ich diesen Satz vernahm.

Aber Thomas behielt Recht. Im Jahr darauf fing ich mein Studium an, Philosophie an der Berliner Humboldt-Universität, und in der Uni sah ich ihn fast jeden Tag. Er besuchte unsere Vorlesungen, obwohl er nicht zum Studium zugelassen war, und keiner von uns wusste, was Thomas in seinem Leben eigentlich tat. Nach den Vorlesungen stand er oft auf dem Gang, immer mit seiner schweren Büchertasche behängt, und diskutierte mit den anderen Studenten über irgendeinen Text. Er war ein Büchernarr, irgendwie besessen, uns irgendwie fremd, und ich gebe zu, wir lächelten manchmal über ihn. Ich grüßte ihn flüchtig, wenn ich ihn von Weitem sah, und drückte mich eilig an ihm vorbei, aber Thomas hat mich nie wieder angesprochen, bis auf ein einziges Mal.

Wir haben damals manchmal ein Spiel gespielt. Das Spiel hieß „In den Westen gehen“, und wenn wir uns abends in unseren Hinterhauswohnungen trafen und in unseren winzigen Küchen hockten, haben wir zwischen unseren philosophischen Debatten zur Ablenkung darüber nachgedacht, „was würde aus dem und dem, würde er in den Westen gehen“. Es war die Zeit der Ausreiseanträge und der Westen war permanent präsent. Selbst bei Leuten wie uns, die wir keine Absicht hatten, fortzugehen. Trotzdem hat es Spaß gemacht, Biographien zu entwerfen, die wir nie über-

prüfen können würden, davon waren wir damals fest überzeugt. Doch dann dauerte es nur noch knapp ein Jahr, bis der Westen zu uns kam, und wir hätten unsere Spielergebnisse auszählen können, doch dazu hatte keiner mehr Zeit.

Heute muss ich sagen, unsere Prognosen waren alle falsch. Gunther, ein Freund von uns, der sein Philosophie-Studium abgebrochen hatte und als Totengräber arbeitete, derjenige von uns, der am längsten an den Küchentischen sitzen blieb und nicht aufhören konnte zu reden, hatte nach der Wende ein Reisebüro aufgemacht. Bald waren es drei Büros in allen Teilen der Stadt und heute fährt er ein großes Auto und besitzt ein weitläufiges Anwesen in Mecklenburg. Manchmal, wenn ich ihn zufällig auf der Straße treffe und auf seine Frage antworten muss, wie es mir denn geht, spielt ein leises, leicht herablassendes Lächeln auf seinem Gesicht.

Marthe hielt sich immer im Hintergrund. Wenn wir sie in ihrer Wohnung besuchten, einer großen Wohnung im Prenzlauer Berg, die sie mit ihrem Freund, einem Musiker, teilte, der am liebsten über seine letzten Konzerte redete, sagte sie nicht viel. Sie war eigentlich Weberin, meistens nähte oder bastelte sie irgendwas, während die Besucher das Wohnzimmer bevölkerten und ihren Freund bewunderten, und für Marthe hat sich kaum jemand interessiert. Nachdem die Mauer geöffnet wurde, hat Marthe einen Klamottenladen aufgemacht. In den Hackeschen Höfen, dort, wo sich tagtäglich der Strom amerikanischer Touristen ergießt, die Preise sind hoch, die Sachen gehen gut und ich glaube, Marthe hat inzwischen ausgesorgt.

Meine Freundin Sylvia dagegen hat kaum Geld. Auf Sylvia haben wir damals alle Hoffnungen gesetzt, sie war die Beste im

Studium, unglaublich belesen und redegewandt, und wir haben sie schon als Professorin gesehen. Aber das geplante Forschungsstudium hat sie nach der Wende nicht mehr begonnen, außerdem hatte Sylvia damals schon ein Kind. Ein paar Jahre nach der Wende hat sie sich noch mit ABM-Stellen über Wasser gehalten und als freie Mitarbeiterin für eine Zeitung gearbeitet, aber das ging zeitlich nicht mit ihrem Sohn. Wer hätte sich denn um das Kind kümmern sollen bei einem Abendtermin oder wenn kurzfristig etwas dazwischenkam? Irgendwann hat Sylvia aufgegeben und auf dem Arbeitsamt hört sie jetzt regelmäßig, dass sie niemand braucht.

Über Thomas haben wir nicht geredet bei unserem Spiel. Thomas war irgendwie draußen, Thomas gehörte nicht dazu. Thomas stand immer irgendwo rum, mit seiner schweren Büchertasche, etwas verloren und ein bisschen verwirrt, und was hätten wir denn reden sollen über ihn. Wir haben einfach nicht über ihn nachgedacht.

Als ich Thomas das letzte Mal sah, an einem Morgen in der Universität, fing er mich nach einer Vorlesung ab. Ich hatte kurz zuvor meine erste Erzählung in einer der drei Literaturzeitschriften veröffentlicht, die es in der DDR gab, und in diesen Tagen war ich furchtbar stolz. Als ich aus dem Vorlesungsraum kam, stand Thomas plötzlich da. Atemlos sagte er mir: „Ich habe deine Geschichte gelesen! Du siehst ja nicht nur gut aus, du kannst ja auch schreiben!“, dann rannte er weg. Verwirrt sah ich ihm nach, wie er in einer der langen Gänge verschwand. Natürlich fühlte ich mich geschmeichelt, wie denn auch nicht. In der Zeit danach habe ich öfter mit dem Gedanken gespielt, Schriftstellerin zu

werden, eine verrückte Idee, während ringsum alles in die Brüche ging, und vielleicht hatte Thomas mich darin bestärkt.

Nach diesem Tag habe ich Thomas nicht mehr gesehen. Thomas verschwand einfach, obwohl ich ihn wahrscheinlich am Anfang noch auf irgendwelchen Versammlungen gesehen habe, aber es war mir nicht bewusst.

Im Herbst darauf versuchten wir die Revolution. Wir verfassten Petitionen, nahmen an Demonstrationen teil, lauschten aufsässigen Reden, trafen uns in irgendwelchen riesigen Altbauwohnungen bei Menschen, die wir nicht kannten, traten halbgeheimen Organisationen bei und verfassten Pamphlete, die sehr gefährlich waren, wie uns schien. Aber unser Revoluzzertum dauerte nicht lang. Als die Mauer aufgemacht wurde, war die Revolution, die kaum richtig begonnen hatte, schon wieder vorbei, das war uns klar. Wir versuchten, Boden unter die Füße zu kriegen, jeder für sich, jeder musste zusehen, wie es weiterging, wir wurden durcheinandergewirbelt, und als wir wieder zu uns kamen, fanden wir uns in einem fremden Staat. Wir mussten uns um unsere Zukunft kümmern, wir hatten ja bisher keine Pläne gemacht, das hatten wir versäumt. Bisher hatten wir nur gespielt, aber nun war die Zeit, in der wir gemeinsam in irgendwelchen Küchen hockten, endgültig vorbei. Wir mussten hinaus in die Welt. Das Spiel war kein Spiel mehr, es war Ernst geworden und ich habe meine Freunde lange nicht mehr gesehen.

Auch Thomas war fort. Wo er geblieben war, wusste ich nicht.

Heute, nach siebzehn Jahren, habe ich Thomas wieder gesehen. Er stand in der Bibliothek, in der ich mit meinem Sohn Kinderbücher ausleihen wollte, plötzlich da und hat mir die Hand hingestreckt. Es war tatsächlich Thomas, ich habe ihn gleich erkannt.

Er sah noch genauso wie damals aus, er war nur dicker geworden, aber seine Haare waren noch genauso fettig und lang. Ich habe seine schweißige Hand gedrückt, aber ich habe nichts gesagt. Ich wollte mich gleich umdrehen und fliehen, der alte Fluchtreflex, der auch nach siebzehn Jahren noch funktioniert, aber bei meiner Flucht in die Kinderabteilung, meinen kleinen Sohn fest an der Hand, fiel mir etwas ein. Zuerst wusste ich nicht genau was, es war nur eher ein unangenehmes Gefühl, aber dann war die Erinnerung plötzlich da. Es war das Spiel und später zog ich Bilanz. Ich muss zugeben, ich habe nicht besser als Thomas abgeschnitten und meine Überheblichkeit steht mir nicht zu. Ich habe damals nach der Wende mein Leben als Schriftstellerin versucht und am Anfang ging es noch gut. Ich habe Stipendien bekommen, habe in Literaturzeitschriften veröffentlicht, eine Zeitlang für eine große Zeitung geschrieben und einen Roman zu Ende gebracht, aber dann kamen meine Kinder auf die Welt. Heute weiß ich, Kinder gehören im Westen nicht zum Spiel. In den letzten Jahren habe ich mich hauptsächlich um meine Kinder gekümmert und nicht mehr viel Zeit zum Schreiben gehabt. Mein Roman ist nicht veröffentlicht worden, ich habe die wichtigen Kontakte aus den Augen verloren und wenn wir die neuesten Kinderbücher lesen wollen, müssen wir in die Bibliothek gehen, denn um sie zu kaufen, fehlt uns das Geld. Auf dem Heimweg war ich etwas traurig und wütend, wie ich es manchmal bin, wenn ich über das Vergebliche in meinem Leben nachdenke, aber zu Hause angekommen schüttelte ich das Gefühl ab.

Es war nur ein Spiel und wahrscheinlich kommt es darauf an, von welcher Seite man es sieht. Ich bin glücklich mit meinen Kindern, ich habe wahrscheinlich nie ernsthaft eine Karriere ver-

folgt und wer weiß, vielleicht ist auch Thomas glücklich mit seinen Büchern, die er durch die Gegend schleppt. Ja, wer weiß, vielleicht ist er zufrieden, aber trotzdem habe ich ihm heute besser nichts von unserem Spiel erzählt.

© Rahel von Wroblewsky 2006